



medico international



Herausgeber:
 medico international
 Burgstraße 106
 D-60389 Frankfurt am Main
 Tel. (069) 944 38-0
 Fax (069) 436002
 E-Mail: info@medico.de
 Internet: www.medico.de

Redaktion:
 Katja Maurer (verantwortl.)
 Thomas Gebauer,
 Martin Glasenapp

Lektorat:
 Reinhard Arendt

Gestaltung:
 Andrea Schuldt

Hinweis:
 Der Text "Kapitalismus als Religion"
 ist zu finden in: Walter Benjamin,
Gesammelte Schriften Band VI,
 Suhrkamp 1985.

Spendenkonten:
 1800 Frankfurter Sparkasse
 BLZ 500 502 01 oder
 6999-508 Postbank Köln
 BLZ 370 100 50



ISSN 0949-0876

2

- 3 Editorial
- 4 Kommentar - Walter Benjamin
Kapitalismus als Religion
- 6 Brasilien
Ein Stück Land und ein Leben in Würde
- 10 Afghanistan
Paradoxe Anti-Terror-Krieg
- 12 Libanon
Die strategische Amnesie
- 12 Libanon
Was geschah am 13. April 1975?
- 15 Israel
Der veränderte Blick
- 18 Tagessymposium Stiftung medico international
Solidarität statt Hilfe?
- 18 Satya Sivaraman
Die Katastrophe neu definieren
- 21 **Vom Erdbeben in Lissabon vor 250 Jahren zum Tsunami 2004**
- 22 Hauke Brunkhorst
Solidarität als Recht
- 24 Thomas Gebauer
Die Entpolitisierung des Humanitären
- 26 Indien
Tsunami, kein Thema mehr?
- 28 medico aktiv
- 30 Hinweise
- 30 medico Materialien



Liebe Leserin, lieber Leser,

das Motiv des Titelbildes, das meine Kollegin Katja Maurer in Brasilien fand, ist mit Bedacht gewählt. Schützend hebt eine mit einfachen Strichen gemalte Maria ihre Hände über das Zeichen der brasilianischen Landlosenbewegung. Christliche Überzeugung und sozialrevolutionäre Bewegung: Wie geht das zusammen?

Thomas Münzer, theologischer Reformator und Anführer der thüringischen Bauernhaufen im 16. Jahrhundert, hat es vorgemacht. Als Gegner der fürstlichen und bürgerlichen Reformation Luthers bekämpfte Münzer nicht nur jene die Obrigkeit legitimierende und schützende patriarchalische Religion, sondern predigte zugleich auch die chiliastische Hoffnung auf ein kommendes Reich der Gerechten, einen urchristlichen Kommunismus sozusagen, für den die sinnlich-schützende Mutter Christi, von Luther als Abgöttin bekämpft, von viel größerer Bedeutung war als die Vorstellung eines strafenden väterlichen Gottes. „Die Herren machen das selbst, dass ihnen der arme Mann feind wird“, befand Münzer, der dem Bemühen, dem Guten von unten zu entsprechen, auch ein Gewaltrecht zugestand. „Doch gibt es Zeiten, in denen das Übel so ungeheuerlich anwächst, dass der Duldende, gerade dadurch, dass er duldet und die anderen dulden lässt, das Übel tun erst recht vermehrt, bestärkt, bestätigt, ja sogar herausfordert“, schreibt Ernst Bloch in seiner Biographie über Thomas Münzer.

Um Religion und Widerstand, um Kapitalismus und Zerstörung, um Hilfe und deren Missbrauch, um Solidarität und Bürgerrechte geht es in der vorliegenden Ausgabe unseres Rundschreibens. Seine Beiträge zu den komplexeren Zusammenhängen von Hilfe wollen wir Ihnen ebenso zur Lektüre in den Sommerwochen empfehlen wie die Berichte aus der konkreten Arbeit vor Ort. Dabei taucht immer wieder eine Frage auf, die



Foto: medico

Gemeindezentrum in einer MST-Siedlung, Brasilien 2005.

auch auf dem medico-Symposium „Solidarität statt Hilfe?“, das Ende Mai stattfand, diskutiert wurde: Wie muss Hilfe beschaffen sein, die der Förderung von Autonomie dient und nicht zum Handlanger jener Kräfte wird, die für das Elend in der Welt verantwortlich sind? Unbedingt, so das Fazit der kleinen Konferenz, gilt es dafür Sorge zu tragen, dass das von der Französischen Revolution erkämpfte Recht auf Solidarität, in dem das christliche Gebot der Nächstenliebe bürgerrechtlich abgesichert wurde, nicht wieder zur freiwilligen Barmherzigkeit und bloßen Behauptung von Amtsmoral verkommt.

So musste bei der Debatte über die Hilfe der Blick schon zwangsläufig auch auf den herrschenden Kapitalismus fallen, der eben nicht nur in Gestalt von internationalen Hedge-Fonds kritikwürdig ist, sondern, wie Walter Benjamin großartig ausgeführt hat, auch als kollektiv getragene Kultreligion, die systematisch auf Zerstörung und die Schaffung von Schuld setzt.

Wir würden uns freuen, wenn Sie uns weiter unterstützten: durch Spenden und indem Sie das Rundschreiben im Freundes- und Bekanntenkreis empfehlen.

Herzlichst
Ihr

Thomas Gebauer

editorial

Kapitalismus als Religion

von Walter Benjamin

Zu den scharfsinnigsten Texten der Kapitalismuskritik in Zeiten ressentimentgeladener Kapitalistenkritik gehört Walter Benjamins aus dem Jahr 1921 stammendes und erst posthum veröffentlichtes Essay-Fragment über den „Kapitalismus als Religion“. Auch der kürzlich verstorbene Carl Amery, um nicht allein Giorgio Agamben, den italienischen Philosophen, zu nennen, bezog sich bereits vor Jahren auf Benjamins Kategorien, wenn er von der gegenwärtigen Form der Weltwirtschaft als „Religion des Totalen Marktes“ sprach. Der Kapitalismus, erfolgreichste Produktionswachstumsmaschine der Geschichte, beherrscht heute jeden Flecken der Erde. Für Walter Benjamin war er der parasitäre Erbe der Religion, ja selber nichts anderes als eine Kultreligion: Kult des Tauschs um des Tauschs willen, der jeden Tag zum Feiertag des Werts macht. In Verkehrung der christlichen Religion aber zielt der kapitalistische Kultus nicht auf Entsöhnung, sondern auf fortgesetzte, letztlich unendliche Verschuldung: damit aber nicht mehr auf eine „Reform“, sondern auf die „Zertrümmerung“ des Seins, auf einen „Weltzustand der Verzweiflung“.

kommentar

Im Kapitalismus ist eine Religion zu erblicken, d.h. der Kapitalismus dient essentiell der Befriedigung derselben Sorgen, Qualen, Unruhen, auf die ehemals die so genannten Religionen Antwort gaben. Der Nachweis dieser religiösen Struktur des Kapitalismus, nicht nur, wie Weber meint, als eines religiös bedingten Gebildes, sondern als einer essentiell religiösen Erscheinung, würde heute noch auf den Abweg einer maßlosen Universalpolemik führen. Wir können das Netz in dem wir stehen nicht zuziehn. Später wird dies jedoch überblickt werden.

Drei Züge jedoch sind schon [in] der Gegenwart an dieser religiösen Struktur des Kapitalismus erkennbar. Erstens ist der Kapitalismus eine Kultreligion, vielleicht die extremste, die es je gegeben hat. Es hat in ihm alles nur unmittelbar mit Beziehung auf den Kultus Bedeutung, er kennt keine spezielle Dogmatik, keine Theologie. Der Utilitarismus gewinnt unter diesem Gesichtspunkt seine religiöse Färbung. Mit dieser Konkretion des Kultus hängt ein zweiter Zug des Kapitalismus zusammen: die permanente Dauer des Kultus. Der Kapitalismus ist die Zelebrierung eines Kultes sans rève et sans merci. Es gibt da keinen „Wochentag“, keinen Tag der nicht Festtag in dem fürchterlichen Sinne der Entfaltung allen sakralen Pompes, der äußersten Anspannung des Verehrenden wäre. Dieser Kultus ist zum dritten verschuldend. Der Kapitalismus ist vermutlich der erste Fall eines nicht entschuldigenden, sondern verschuldenden Kultus. Hierin steht dieses Religionssystem im Sturz einer ungeheuren Bewegung. Ein ungeheures Schuldbewusstsein das sich nicht zu entschuldigen weiß, greift zum Kultus, um in ihm diese Schuld nicht zu sühnen, sondern universal zu machen, dem Bewusstsein sie einzuhämmern und endlich vor allem den Gott selbst in diese Schuld einzubegreifen, um endlich ihn selbst an der Entsöhnung zu interessieren. Diese ist hier also nicht im Kultus selbst zu erwarten, noch auch in der Reformation dieser Religion, die an etwas Sicherem in ihr sich müsste halten können, noch in der Absage an sie. Es liegt im Wesen dieser religiösen Bewegung, welche der Kapitalismus ist, das Aushalten bis ans Ende, bis an die endlich völlige Verschuldung Gottes, den erreichten Weltzustand der Verzweiflung auf die gerade noch *gehofft* wird. Darin liegt das historisch Unerhörte des Kapitalismus, dass Religion nicht mehr Reform des Seins, sondern dessen Zertrümmerung ist. Die Ausweitung der Verzweiflung zum



„Der Kapitalismus ist fabelhaft“ (Aznar-Serie 2002-2004), Juan Péres Agirregokoa.

religiösen Weltzustand aus dem die Heilung zu erwarten sei. Gottes Transzendenz ist gefallen. Aber er ist nicht tot, er ist ins Menschenschicksal einbezogen. [...] Ihr vierter Zug ist, dass ihr Gott verheimlicht werden muss, erst im Zenith seiner Verschuldung angesprochen werden darf. Der Kultus wird von einer ungereiften Gottheit zelebriert, jede Vorstellung, jeder Gedanke an sie verletzt das Geheimnis ihrer Reife.

Die Freudsche Theorie gehört auch zur Priesterschaft von diesem Kult. Sie ist ganz kapitalistisch gedacht. Das Verdrängte, die sündige Vorstellung, ist aus tiefster, noch zu durchleuchtender Analogie das Kapital, welches die Hölle des Unbewussten verzinst. Der Typus des kapitalistischen religiösen Denkens findet sich großartig in der Philosophie Nietzsches ausgesprochen. Der Gedanke des Übermenschen verlegt den apokalyptischen „Sprung“ nicht in die Umkehr, Sühne, Reinigung, Buße, sondern in die scheinbar stetige, in der letzten Spanne aber sprengende, diskontinuierliche Steigerung. Daher sind Steigerung und Entwicklung im Sinne des „non facit saltum“ unvereinbar. Der Übermensch ist der ohne Umkehr angelegte, der durch den Himmel durchgewachsne, historische Mensch. Diese Sprengung des Himmels durch gesteigerte Menschhaftigkeit, die religiös (auch für Nietzsche) Verschuldung ist und bleibt, hat Nietzsche präjudiziert. Und ähnlich Marx: der nicht umkehrende Kapitalismus wird mit Zins und Zinseszins, als welche Funktion der Schuld (siehe die dämonische Zweideutigkeit dieses Begriffs) sind, Sozialismus.

Kapitalismus ist eine Religion aus bloßem Kult, ohne Dogma. Der Kapitalismus hat sich – wie nicht allein am Calvinismus, sondern auch an den übrigen orthodoxen christlichen Richtungen zu erweisen sein muss – auf dem Christentum parasitär im Abendland entwickelt, dergestalt, dass zuletzt im wesentlichen seine Geschichte die seines Parasiten, des Kapitalismus ist. [...] Die Sorgen [sind] eine Geisteskrankheit, geistige (nicht materielle) Ausweglosigkeit in Armut, Vaganten- Bettel- Mönchtum. Ein Zustand der so ausweglos ist, ist verschuldend. Die „Sorgen“ sind der Index dieses Schuldbewusstseins von Ausweglosigkeit, „Sorgen“ entstehen in der Angst gemeinschaftsmäßiger, nicht individuell-materieller Ausweglosigkeit. [...]

Es trägt zur Erkenntnis des Kapitalismus als einer Religion bei, sich zu vergegenwärtigen, dass das ursprüngliche Heidentum sicherlich zu allernächst die Religion nicht als ein „höheres“ „moralisches“ Interesse, sondern als das unmittelbarste praktische gefasst hat, dass es sich mit andern Worten ebenso wenig wie der heutige Kapitalismus über seine „ideale“ oder „transzendente“ Natur im klaren gewesen ist, vielmehr im irreligiösen oder andersgläubigen Individuum seiner Gemeinschaft genau in dem Sinne ein untrügliches Mitglied derselben sah, wie das heutige Bürgertum in seinen nicht erwerbenden Angehörigen.

1921, *Fragment aus dem Nachlass (leicht gekürzt)*

Ein Stück Land und ein Leben in Würde

Eine Reise durch die Gesundheitswelten der Landlosenbewegung in Brasilien

von Katja Maurer

Brasilien

Neusa Buffon ist eigentlich Landwirtin. Die 33jährige Mutter von zwei Kindern gehört zu den nationalen Verantwortlichen für Gesundheitspolitik in der brasilianischen Landlosenbewegung MST (Movimento dos Trabalhadores Rurais Sem Terra). Die zierliche blonde Frau war zufällig bei einer Landbesetzung dafür zuständig, sich um den prekären Gesundheitszustand der Besetzerinnen und Besetzer zu kümmern. Eher unentschlossen sei sie auf verschiedene MST-Seminare gelangt, die sich mit Notfallmedizin und Möglichkeiten einer Basisgesundheitsversorgung unter ländlichen Bedingungen beschäftigten. Mittlerweile ist Neusa Buffon Mitglied im nationalen Gesundheitskollektiv des MST und dort für den dreijährigen Ausbildungsgang „Educador de Saúde“, den Gesundheits-erzieher, verantwortlich. Der Kurs findet bereits zum zweiten Mal statt und für die in fast allen Bundesstaaten dieses Fast-Kontinents agierende Bewegung verknüpft sich damit das strategische Ziel über Fachleute zu verfügen, die ein auf ihre Bedingungen angepasstes Gesundheitsförderungsprogramm durchführen können. Das wäre dann ein Stück andere Welt im Vergleich zu den elenden Gesundheitsbedingungen dort, wo der MST agiert.

Während Neusa uns diesen Sinn des Ausbildungsprogramms erklärt, sitzen wir in der kleinen Kirche der MST-Siedlung „Filhos de Sepé“ im südlichen Bundesstaat Rio Grande do Sul. Der Kurs macht hier ein Praktikum und das Gotteshaus wurde vorübergehend in ein Übernachtungsquartier verwandelt. Zwischen Matratzen, Wäscheleinen und unter dem Bildnis der heiligen Madonna erhalten wir einen Einblick in die eigene Welt des MST.

Generation MST

Im Vorfeld unserer Reise in den Süden Brasiliens hatten wir uns sachkundig gemacht. Der Soziologe Emir Sader bestätigte uns die Bedeutung des MST. Er ist, so Sader, „die bei weitem wichtigste soziale Bewegung Brasiliens“. Er betonte, dass sich im MST bereits eine ganze Generation entwickelt hat.

Die treffen wir bei den künftigen Gesundheitserziehern. Neusa und die 47 Kursteilnehmer gehören ihr an. Der 16jährige Valdemir oder die 18jährige Tainá zum Beispiel. Beide sind in MST-Siedlungen groß geworden. Die unsicheren Lebensumstände in einem Acampamento, auf besetztem Land, sind ihnen ebenso bekannt wie der Alltag in einem Assentamento, einer Siedlung, die bereits über Landtitel und staatliche Anerkennung verfügt. Über den MST eine Ausbildung zu erlangen, kommt ihnen selbstverständlich vor. In einer MST-Welt sind sie die „Generation MST“.

Trotz ihrer Jugend können sie politisieren wie ein langjähriger, gut geschulter Funktionär. Gesundheit, so erklärt der junge Valdemir, werde in erster Linie von anderen Faktoren als medizinischen bestimmt. Die Integration des Gesundheitsthemas, vor allen Dingen von Präventionsstrategien, in die alltägliche Arbeit des MST in den Besetzungen und Siedlungen trage mehr zum Wohlbefinden bei, als der sporadische Besuch eines Arztes in den verstreuten Landgemeinden, meint der junge Mann. Valdemir kann mit seinen 16 Jahren klar die eigene Perspektive formulieren. Er will sich auf das Thema Alkoholismus speziali-



Eine künftige Gesundheits-erzieherin des MST.

sieren und später mit den Gesundheitsverantwortlichen der MST-Gemeinden, die er betreuen wird, Programme zu dessen Bekämpfung entwickeln. Tainás und Valdemirs Zukunftspläne gehen aber noch darüber hinaus. Für die Landlosen als Arzt tätig zu werden, ist ihr größter Traum. Auf Kuba studieren bereits 60 MSTler. Die Ärzteausbildung in Brasilien, meint Tainá, würde ein elitäres medizinisches Selbstverständnis reproduzieren, das nur teure Gesundheitsversorgung für die Reichen und Verachtung für die Armen anzubieten habe. Da ist der Traum von Kuba eine Alternative, selbst wenn die Ärztelobby in Brasilien die Anerkennung der kubanischen Ausbildung mit aller Macht verhindern will. Nicht alle Kursteilnehmer haben so hochfliegende Pläne. Manche haben selbst längst erwachsene Kinder und wollen keinesfalls noch Jahre auf Kuba verbringen. Aber für alle bedeutet der dreijährige Kurs eine Möglichkeit zur Qualifizierung und eigenen Inwertsetzung, wie sie sie außerhalb des MST niemals erlangen könnten. Hinzu kommt: Wer den Kurs durchsteht, hat am Ende ein staatlich anerkanntes Diplom in Händen.

Staat im Staat?

Das MST mutet manchmal an wie ein Staat im Staat. Schon seine schiere Größe ist beeindruckend. In den 20 Jahren, seit der MST für die Rechte der Landlosen kämpft, erhielten in Brasilien eine halbe Million Familien Land. 250 – 300.000 davon stehen unter der Ägide des MST. Derzeit leben etwa 180 – 200.000 auf besetztem Land, 120 – 150.000 von ihnen sind vom MST organisiert. Die Bewegung bildet nicht nur Gesundheitserzieher aus, sie verantwortet auch Dorfschulen, formiert Landwirte und betreibt Kleinfabriken. Kein Wunder, dass diese soziale Bewegung von der brasilianischen Elite so



Foto: Anja Kessler

Landbesetzer mit göttlichem Beistand.

gehasst wird. Es ist die alte Angst vor der potentiellen Macht der Armen. Die irrwitzige Kluft zwischen Arm und Reich findet in den Konfrontationen der Landlosenbewegung mit den Latifundisten ihren politischen Ausdruck. Darüber hinaus ist der MST eine Alternativbewegung, die andere Lebensformen und soziale Beziehungen realisieren möchte. Es gibt eine Ethik des MST. Etwa in Fragen der Geschlechterbeziehung und des Umgangs mit Alkohol. Es gibt ökologische Landwirtschaften und die Praxis der Alternativmedizin. Es gibt den identitätsstiftenden Faktor der „Mystik“. Je ärmer die Region wird, umso stärker ist dieses quasireligiöse Ritual, das christliche Symbole mit sozialrevolutionären Kampfesliedern und Gedanken auflädt, im Alltag der Gemeinden präsent. Darin zeigen sich die links-katholischen Wurzeln der Bewegung.

Und doch: Diese Welt ist durchlässig. Das erfahren auch die angehenden Gesundheitserzieher bei ihrem Praktikum im Assentamento „Filhos de Sepé“. Denn dort treffen sie auf eine durchaus gutbestallte Gemeinde. Die 370 Familien sind seit vier Jahren Landbesitzer. Sie verfügen über fruchtbaren Boden, auf dem sie Reis anbauen. Es fällt ausreichend Regen und die Wasserversorgung ist gut organisiert. Alle Familien besitzen Anbaumöglichkeiten direkt an den Häusern.

Verzierte Zäune, bunte Kacheln in den Eingängen, hier und da Autos und Traktoren zeugen von dem bescheidenen Wohlstand der Bewohner. Nach Jahren zählen Ringens um Land und Überleben hat die träge Normalisierung, die über dem Dörfchen liegt, etwas beruhigend Unideologisches. In „Filhos de Sepé“ ist man der Realisierung der eigenen Träume relativ nah gekommen, da geht man nicht mehr auf Demonstrationen gegen die Regierung, sondern lebt sein bescheidenes Leben. Für MST-Aktionen wird höchstens noch gespendet.

Aussteigerprogramm für Arme

Wie weit muss sich ein Versuch alternative Lebens- und Wirtschaftsformen zu entwickeln, ein „Aussteigerprogramm“ für Ausgegrenzte sozusagen, von Staat und Gesellschaft abgrenzen? Diese Frage spielt auch in der Gesundheitsdiskussion der Landlosenbewegung eine Rolle. Brasilianische MST- Medizinstudenten auf Kuba – ist das der Versuch ein autarkes Gesundheitssystem aufzubauen? Gislei Siqueira, Mitglied im nationalen Gesundheitskollektiv, verneint nicht, dass solche Überlegungen existierten. Nicht ohne Grund, denn mit kaum einem anderen Dienstleistungsangebot kann man in Brasilien mehr Unterstützung erhalten wie mit kostenlosen ärztlichen Leistungen. Kein Wunder, dass auch mancher MSTler von einer eigenen Ärztleriege träumte. Doch die Gesundheitscrew der Landlosenbewegung hat dazu eine klare Position. Das brasilianische Gesundheitssystem (SUS – Sistema Única de Saúde) sei einer der größten Errungenschaften der sozialen Bewegung aus den 1980er Jahren. Es müsse darum gehen, seine Leistungen zu verbessern und gerade für die Ärmsten der Armen in jeder Hinsicht zugänglich zu machen. Der MST sei mit seiner lokalen Stärke durchaus in der Lage, bessere medizinische Versorgung durchzusetzen, so Gislei. Deshalb lernen die „Educadores de Saúde“ in ihrer Ausbildung nicht nur, wie man Gesundheitsrisiken vor Ort erkennt und Lösungsstrategien entwickelt. Eingebettet in das Ausbildungsprogramm ist auch die Beschäftigung mit dem

SUS, den darin verankerten Patientenrechten und Möglichkeiten der Partizipation und gesellschaftlichen Kontrolle, die auf lokaler, bundesstaatlicher und staatlicher Ebene vorgesehen sind. Dagegen steht eine geradezu übermächtige Ärztelobby, die ihre Privilegien und das private Gesundheitssystem mit aller Macht verteidigt. Und das dramatische soziale Gefälle innerhalb Brasiliens selbst.

MST-Welt II

Wir erleben diese Unterschiede bei unserem Besuch im nördlichen Bundesstaat Ceará. Im Gegensatz zu Rio Grande do Sul haben hier die Latifundisten das Sagen. Die Regierung des Staates, erklärt uns der örtliche MST-Sprecher, übernehme nur die schlechten Ideen aus der Hauptstadt. Das Agrobusiness werde mit aller Macht gefördert. Denn aus dem Export von Agrarprodukten zahle Brasilien einen wichtigen Teil seiner Auslandsschulden. Ceará verfüge über 50 Prozent der Wasservorräte des Nordostens. Die für die Gegend typische Wasserknappheit ließe sich beheben. Aber die Infrastrukturmaßnahmen, die durchgeführt werden, dienen nur dem Agrobusiness. Den Kleinbauern und MST-Siedlungen wird der Hahn bewusst abgedreht. Keine Wasserleitung führt in ihre Dörfer.

In der MST-Siedlung „Agua Claras“ können wir die Folgen dieser „Trockenheitspolitik“ mit eigenen Augen sehen. Das Assentamento, 20 Kilometer vom nächst größeren Ort entfernt, beherbergt 40 Familien. Genauso wie in „Filhos de Sepé“ besitzen die Bewohner seit über vier Jahren Landtitel. Doch das Dorf führt eine Randexistenz. Vor drei Monaten kam zum letzten Mal ein Arzt. Es gibt kaum Verkehrsmittel. Die meisten besitzen höchstens ein Fahrrad oder einen Eselkarren. Ein Bauer verfügt über ein Motorrad. Es kommt selten zum Einsatz. Ihm fehlt das Geld für die Tankfüllung. Die meisten Häuser sind schmucklos, die Ackerflächen an den Gebäuden sind größten Teils überwuchert von Unkraut. Nur am Rande des Dorfes gibt es



Foto: Anja Kessler

Prekäre Gesundheitssituation in den Acampamentos: Schlangestehen für Wasser.

zwei natürliche Wasserreservoirs, die von Menschen und Tieren gleichermaßen benutzt werden, zum Wäschewaschen, zum Baden, zum Pinkeln. Eine gute Quelle für Krankheiten.

Die 26jährige Liduina Ramos de Pavlo ist die regionale Gesundheitsverantwortliche. Sie zeigt uns stolz das arme Dorf wie eine Errungenschaft, an der nichts zu diskutieren ist. Sie kommt selbst aus einer Familie mit 10 Kindern. Ohne das MST wäre sie Hausangestellte geworden. Die Begegnung mit der Landlosenbewegung sei das Beste gewesen, was ihr habe passieren können. Begeistert erzählt sie, wie großartig es gewesen sei, an einer Demonstration in Brasília oder am Weltsozialforum in Porto Alegre teilzunehmen. Liduina ist eine glühende Anhängerin. So gut sie kann, versucht sie ihrer Rolle gerecht zu werden. Aber wie bringt man den Bauern in „Águas Claras“ bei, Zisternen zu bauen, um den Regen aufzufangen? Wie soll sie Menschen, die müde sind von einem langen harten Leben als Landarbeiter, dazu animieren, noch einmal die Kraft für Veränderungen aufzubringen? In „Águas

Claras“ wird deutlich, dass es nicht nur mehrere Welten in Brasilien, sondern auch im MST gibt.

Das bestätigen uns auch die Kollegen des nationalen Gesundheitskollektivs, die wir am Ende der Reise noch einmal treffen. Es fehle, meint Gislei, vielfach die Qualifikation, um Probleme zu erkennen und Lösungsstrategien zu entwickeln. Deshalb plant die Organisation, die Ausbildung von Gesundheitserziehern auszuweiten. Im nordöstlichen Bundesstaat Maranhão wird es noch in diesem Jahr einen Kurs für 60 weitere MSTler geben. Auch medico wird sich an den Kosten des Kurses beteiligen. Geplant ist eine medico-Kooperation mit dem MST in den Bereichen Gesundheitsprävention, Wasserversorgung und Abwasserentsorgung. Denn das Wasser ist ein zentraler krankmachender Faktor in den Siedlungen und Besetzungen. Die Idee: In einer MST-Ansiedlung in Maranhão begleitet der Lehrgang ein Wasser- und Abwasserprojekt. Von der Problemdefinition, über die Diskussion von Lösungsstrategien bis zur Umsetzung.

Projektstichwort:

Mit der brasilianischen Landlosenbewegung MST verbindet medico zum ersten Mal eine Projektpartnerschaft. Die große soziale Bewegung Brasiliens will ihre Kraft dafür einsetzen, die Zugänge zum Gesundheitssystem für die Ärmsten des Landes zu verbessern. Für diese neue, vielleicht strategische Partnerschaft brauchen wir Ihre Unterstützung, mit Ihrer Spende unter dem Stichwort: **Brasilien**.

Paradoxer Anti-Terror-Krieg

Im Vorfeld der Parlamentswahlen eskaliert in Afghanistan erneut die Gewalt. Betroffen sind davon auch medico-Partner

In Afghanistan stehen Wahlen bevor. Ein solches Ansinnen verheißt im Land am Hindu-kusch nichts Gutes. Denn alles, was die fragile Machtbalance zwischen Kabuler Regierung, Provinzgouverneuren, Warlords und all den anderen nationalen und internationalen Akteuren in Frage stellt, führt sogleich zu einer Eskalation der Gewalt. Davon betroffen sind in erster Linie die Zivilbevölkerung und zivile Organisationen, die zwischen den unklaren Frontlinien versuchen, Überlebensbedingungen zu sichern und demokratische Handlungsspielräume zu erringen. Zum Beispiel die afghanischen Entminungsorganisationen, deren Arbeit auch von medico international gefördert wird.

Seit die Nachrichten über die Koranschändungen im US-amerikanischen Gefangenenlager Guantánamo um die Welt kreisten und klar wurde, dass man an der umstrittenen Durchführung von Parlamentswahlen in Afghanistan im Herbst festhalten wird, ist die ohnehin gefährliche Arbeit der Minenräumer auf dramatische Weise riskant geworden. Mehrfach wurden die Entminungsorganisationen im Mai angegriffen. Der medico-Partner Mine Detection Dog Center (MDC) musste zum Beispiel erleben, wie drei neue Fahrzeuge in Wardak in Brand gesetzt wurden. Am 12. Mai wurde ein Team angegriffen, das sich auf dem Rückweg in die Unterkunft schon in Sicherheit wiegte. Auf einer regulären Straße gerieten sie in einen Hinterhalt. Eine höchstwahrscheinlich mit Fernzünder gezielt eingesetzte Mine sprengte ein Fahrzeug der Gruppe in die Luft. Alle Insassen kamen ums Leben: der Fahrer, der Sanitäter und der Gruppenführer. Zwei Wochen später noch ein Attentat auf der zentralen Ver-

bindungsachse zwischen dem an den Iran grenzenden Nordosten, der Provinz Herat, und dem nach wie vor im Kriegszustand befindlichen Süden, der Provinz Kandahar. Erneut starben zwei Minenräumer.

Terrorbekämpfung durch Terrorförderung

Minenräumer gelten genauso wie beispielsweise afghanische Wahlhelferinnen, die Frauen zur Beteiligung an den Abstimmungen gewinnen wollen, als „weiche Ziele“. Da sich die ausländischen Streitkräfte gut schützen und nicht leicht zu gefährden sind, geraten die zivilen Organisationen ins Blickfeld des Konflikts. Sie werden als Symbole einer von außen oktroyierten Politik betrachtet. Ob sie es tatsächlich sind, spielt dabei keine Rolle. Die Spielräume für die große Mehrheit der Afghanen, die sich zwischen den Fronten bewegen, werden so immer kleiner.

Geschuldet ist diese Situation einer Politik des ausländischen Interventionismus, dessen Leidtragende die Afghanen bereits seit Jahrzehnten sind. Das Muster ist immer das gleiche: All die Länder, die als Interventionsmächte oder Anrainerstaaten in Afghanistan aktiv sind, verfolgen zuerst ihre jeweils partikularen Interessen. So auch dieses Mal. Darunter leiden zum Beispiel die Pläne, die auf den UN-Konferenzen zu Afghanistan auf dem Petersberg diskutiert worden sind. Die USA etwa versuchen, eine Zentralregierung zu stabilisieren, halten sich aber zugleich auch die Option einer Einflussnahme über die Warlords offen. In gewisser Weise ist der Kontakt mit den Kriegsherren auch notwendig, schließlich wurde der Krieg gegen die Taliban mit



Foto: medico

Doppelte Gefahr. Nicht allein Blindgänger gefährden die Minenräumer, auch lokale Warlords trachten den zivilen Aufbauhelfern nach dem Leben.

Hilfe der Warlords gewonnen und müssen diese nun mit Geld, Privilegien oder Posten ruhiggestellt werden. Auf diese Weise entpuppt sich der sogenannte „Anti-Terror-Krieg“ als höchst paradox. Ihm geht es eher um Machterhalt als um Terrorbekämpfung. Man bekämpft den Terror, indem man ihn gleichzeitig fördert. Um die afghanischen Warlords einzubinden, wurde ihnen die Wiederbelebung des Drogengeschäfts gestattet, obwohl es doch der Drogenhandel ist, der die ganze Region destabilisiert und die Konflikte schürt. Man schreibt Wahlen aus als Beweis für die vorgebliche Demokratisierung und weiß doch nur zu gut, dass die Parlamentswahlen die Machter derer stärken werden, die man angeblich bekämpft. In dem Klima der Unsicherheit und des Terrors, das sie häufig selbst schüren, können Provinzfürsten und Warlords davon ausgehen, dass sie die Wahlen in ihren Einflussregionen kontrollieren können. Eine Chance auf freie Meinungsäußerung werden deshalb auch die Parlamentswahlen im Herbst nicht bieten.

Stärkung der Warlords

Im Gegenteil: Afghanische Projektpartner von medico befürchten, dass die Provinzgouverneure und Warlords gestärkt daraus hervorgehen werden. Im Windschatten ihres Terrors. Dieses Patt des Schreckens hat auch ökonomische Folgen. Nichts bewegt sich in Afghanistan, nur der Drogenanbau und -handel sind boomende Sektoren. Das Land rangiert auf den allerletzten Plätzen in der Länderliste für Wirtschaftsentwicklung. Hinzu kommen die direkten Folgen des Krieges. Was in der Öffentlichkeit kaum noch wahrgenommen wird, ist Alltag der Minenräumer:

die Beseitigung der Hinterlassenschaften aus diesem Krieg. 12 km von Herat entfernt räumt beispielsweise der medico-Partner OMAR ein Tal, das mit Bomblets der von den USA eingesetzten Streubomben übersät ist: eine 200.000 Quadratmeter große Fläche (entspricht 30 Fußballfeldern) voll von BLU-97, geschätzte Blindgängerquote 50 Prozent. Bislang gaben die Produzenten dieser Streubomben eine Blindgängerquote von lediglich 5-7 Prozent an. Lange nach dem offiziellen Ende der Intervention starben in dem Gebiet sechs Zivilisten und fünf weitere wurden schwer verletzt. Seit dem 1. Februar werden nun endlich die Kriegshinterlassenschaften beseitigt. In diesen drei Monaten waren es 511 der hochexplosiven BLU-97. Die Beseitigung der Sprengkörper gilt auch unter Fachleuten als extrem gefährlich, da schon geringste Erschütterungen die Explosion der Blindgänger auslösen. Zudem muss mit Splitterflug im Umkreis von 300 Metern gerechnet werden. Nur speziell geschulte Minenräumteams dürfen die BLU-97 sprengen. Wie schnell es dennoch zu einem Unfall kommen kann, zeigte sich Anfang Mai, als ein Sektionsleiter der Minenräumer vor Ort stolperte und dadurch ein Bomblet zur Detonation brachte. Er verlor seinen Arm und weitere Minenräumer wurden durch herumfliegende Splitter verletzt.

K.M./T.G.

Projektstichwort:

Trotz der dramatischen Entwicklung in Afghanistan setzen die medico-Partner ihre Arbeit fort. Wir bitten Sie, diesen Einsatz für mehr demokratischen Spielraum und Bewegungsfreiheit mit Ihrer Spende zu unterstützen: [Minenopfer-Afghanistan](#)

Die strategische Amnesie

Erinnern und Verarbeiten im Nachkriegs-Beirut. Wie medico mit einem neuen Partner im Libanon versucht, Abgrenzung und Stigmatisierung überwinden zu helfen.

Libanon

Anhaltende Konfessionalisierung, Tribalisierung, Ethnisierung und 90.000 Tote, 115.000 Verletzte, 20.000 „Verschwundene“ gehören zum Erbe des fünfzehnjährigen libanesischen Bürgerkriegs. Die Opfer und Täter: Sunniten, maronitische Christen, Katholiken, Drusen, Schiiten – und Palästinenser. 800.000 Libanesen flohen ins Ausland. Doch im Alltag wird vom Bürgerkrieg kaum gesprochen, allenfalls codiert von den „Ereignissen“ oder vom „Krieg der anderen“: Schuld sind die Palästinenser, Syrer oder auch die Israelis. Säkulare Parteien haben bis heute keine Chance im Libanon, die alten konfessionellen Clans behielten in wechselnden Koalitionen ihre Dominanz. Jede libanesisch Regierung bedurfte bislang der Zustimmung aus Damaskus. Diese Machtkonstellation, zu der auch das Verschweigen der Kriegsgruel gehörte, hielt seit dem kalten Frie-

densschluss 1989 im saudischen Ta'if 15 Jahre. Bis zum Valentinstag diesen Jahres. Am 14. Februar wurde der ehemalige libanesisch Premierminister Rafik Hariri im Stadtzentrum von Beirut durch eine Autobombe ermordet. Sein Tod veränderte vieles, fast alles.

Der Anschlag löste am Vorabend des 30. Jahrestages des Ausbruchs des Bürgerkrieges den „Frühling der Zedern“ aus: Hunderttausende Libanesen forderten den Abzug der syrischen Armee, deren Geheimdienst sie für den Mord verantwortlich machten. Hariri war Sunnit, hatte offen den Einfluss des syrischen Regimes kritisiert und war deshalb aus der Regierung ausgestiegen. Die US-Amerikaner setzten auf ihn, den milliardenschweren Bauunternehmer und Architekten des neuen, neoliberalen Nachkriegs-Libanon. Die wochenlangen Proteste wurden

Was geschah am 13. April 1975?

Jugendliche gehen in ihren Familien auf Spurensuche

Am 30. Jahrestag des libanesischen Bürgerkriegsbeginns initiierte die libanesisch Organisation Umam D&R mit Hilfe von medico ein Projekt zur kollektiven Erinnerung für Jugendliche. 25 Teenager trafen sich, um sich ihrem persönlichen und familiären Bezug zum Bürgerkrieg anzunähern. Ort des Workshops: Harat Hraik, ein südlicher Vorort Beiruts. Zu Kriegszeiten war dieses Viertel für christliche Libanesen off-limits. Hier hatte die schiitische Hizbullah das Sagen, und wie in anderen Regionen des Libanon auch mussten die „Anderen“ – in diesem Fall die Christen – den Stadtteil verlassen. Einige der Jugendlichen betreten so im April dieses Jahres erstmals ein Haus in Harat Hraik. Ihre Aufgabe: Mit einer Einwegkamera und einem Aufnahmegerät zu dokumentieren, was ihre Familien am 13. April 1975 erlebt hatten; dem Tag, an dem mit einem Anschlag auf einen mit Palästinensern besetzten Bus im Christenviertel Ain al-Rumaneh der Krieg begann. Viermal trafen sich die 14- bis 19jährigen Jungen und Mädchen, um sich über die Sicht auf den „Anderen“ auszutauschen. Beteiligt war auch der deutsche Fotojournalist Philipp Abresch. Er hatte bereits im Sommer 2003 mit seinen „Bagdad Stories“ Kinder und US-Soldaten im Irak aufgefordert, mit Einwegkameras ihre

nicht nur von antisyrischen Machtgruppen der Christen, Drusen und Sunniten getragen. Auch eine neue, junge Generation von Libanesen meldete sich zu Wort, die die blutigen Bürgerkriegsjahre nur als Kinder und - wenn überhaupt - aus den Erzählungen ihrer Eltern kannte. Die Folge von eineinhalb Jahrzehnten staatlich geförderter Amnesie ist, dass libanesische Schüler mehr über den Zweiten Weltkrieg lernen, als über den Krieg, der ihr eigenes Land zerstört hat. In den Schulbüchern endet der Geschichtsunterricht in den 1960er Jahren. Die Kriegsgeschichte bleibt ausgeklammert: Ginge es doch dann nicht nur um die konfessionellen Trennungen, sondern um die sozialen Ursachen der Gewalt, und müsste nicht nur über die Opfer, sondern auch über die politischen Verantwortlichen für die Verbrechen gesprochen werden.

Wider das Vergessen Auf libanesisch heißt Versöhnung: Das Kapitel Bürgerkrieg soll endgültig abgeschlossen werden. Nachfragen sind unerwünscht. Es sind daher allein zivilgesellschaftliche Initiativen wie Umam D&R, die gegen das von oben verordnete Stillschweigen ankämpfen. „Die Erinnerung wachzurufen, ist wie ein Urteilsspruch und seine Vollstreckung“, sagt ein ehemaliger Milizionär der rechtsextremen




Sich der Erinnerung aussetzen. Jugendliche suchen auf dem Umam-Workshop Bilder für das Verdrängte.

Foto: Umam

Umgebung zu fotografieren. Im Verlauf des Workshops wurden die Interviews und Bilder letztendlich zur Nebensache. Stattdessen stand die eigene Identität im Mittelpunkt. Palästinensische Jugendliche dokumentierten die Armut in den Flüchtlingslagern. Christliche Jugendliche aus Ain al-Rumaneh wählten häufig christliche Symbole als Fotomotiv.

„Wir reden, obwohl wir uns hassen“ „Wir haben uns aneinander gewöhnt und reden normal miteinander, obwohl wir uns wegen der Geschichte hassen“, sagte eine Teilnehmerin. „Man kam zusammen und hat sich ehrlich ausgetauscht. Das ist schon viel“, berichtet Kamal Shayya, ein libanesischer Pädagoge, der die Jugendlichen betreute. Denn in den ersten beiden Workshopstagen hatten „alle eine Maske aufgesetzt“. Die anfänglich stark polarisierende Sprache („die“ - und „wir“) veränderte sich. Die Jugendlichen stellten Fragen, nicht nur nach dem Krieg und den Ursachen, sondern auch nach dem Leben der „Anderen“. Sie entwickelten Empathie und stellten die ethnische und konfessionelle Fragmentierung der libanesischen Gesellschaft damit in Frage. Am Ende stand für die meisten Jugendlichen fest: „Es muss weitergehen“. Mohammed, christlicher Herkunft, möchte von Bashir, einem palästinensischen Jugendlichen, Breakdance lernen. „Klar bringe ich dir das bei“, sagt Bashir lächelnd und verabschiedet sich. Aber ob der Teen aus einem christlichen Stadtviertel Beiruts tatsächlich ins Flüchtlingslager Ain el-Hilweh kommen wird?

Bernhard Hillenkamp (Beirut)



Mit der Einwegkamera unterwegs: Jugendliche auf Spurensuche in Beirut.

Christenmiliz Forces Libanaises in dem auf der Berlinale 2005 prämierten Film „Massaker“ von Monika Borgmann und Lokman Slim. Der Film thematisiert die Ereignisse in den Flüchtlingslagern Sabra und Shatila aus der Sicht der Täter. Sechs Milizionäre erzählen in alptraumhaften Passagen vom Töten und Verstümmeln palästinensischer Zivilisten im Jahre 1982. Monika Borgman war es gelungen, nicht nur die Täter aufzuspüren, sondern sie auch zum Sprechen zu bringen. Lokman Slim lebte zur Zeit des Massakers nur 1 km von den Camps entfernt im schiitischen Stadtteil Harat Hraik im Süden Beiruts. Auch deshalb ist es ihm heute wichtig, nachzuspüren, was Menschen in seiner unmittelbaren Nachbarschaft veranlasste, in einen förmlichen Blutrausch zu verfallen. Monika Borgman ist Journalistin, Lokman Slim, ihr Partner, ist zusätzlich Verleger und kommt aus einer notablen schiitischen Familie. „Es ist offensichtlich, dass eine Strategie der Amnesie versagen muss“, sagt Slim, „ohne die Wirkung der Erinnerungsarbeit auf die gesellschaftlichen Machtverhältnisse überschätzen zu wollen.“ Beide gründeten im Sommer 2004 die libanesische Initiative Umam D&R, die sich der Aufarbeitung des Krieges verschrieben hat. Der Projektname Umam ist programmatisch: Im Arabischen bedeutet Umam „Nations“, das D steht für Documentation, das R für Research. Lokman Slim stellte auch schon früher mit seinen Publikationen unbequeme Fragen: Mitte der 1990er Jahre gab er mit „Kurdbnameh“ ein kurdisches Magazin heraus, eine Novität im Libanon, später veröffentlichte er die arabische Erstübersetzung der Schriften Mohammed Chatamis - bevor dieser iranischer Staatspräsident wurde, wie er betont.

Grenzübertritte Neben den Filmvorführungen ist für Umam die Arbeit mit Jugendlichen

bedeutsam. Wie in dem Projekt „Confronting Memories“, wo anlässlich der offiziellen Feierlichkeiten zum 30. Jahrestag auch in Workshops mit Jugendlichen die Vergegenwärtigung der Vergangenheit im Zentrum stand. Hier werden Begegnungen initiiert, die in der konfessionell getrennten libanesischen Gesellschaft ansonsten undenkbar wären. Außergewöhnlich ist auch der Ort der Gespräche, das Haus von Lokman Slim, eine alte Villa im schiitischen Vorort Harat Hraik. Am Eingang des Viertels, neben einem Spielplatz und unweit der Moschee, grüßt ein überdimensional großes Standbild des Ayatollah Khomeini den Besucher: Zeichen der Herrschaft der Hizbullah-Partei. Umam zeigt seine Filme bewusst hier, in der schiitischen Banlieue, und nicht in den Kinos im westlich geprägten Downtown Beirut - auch wenn dort vielleicht mehr Zuschauer zu gewinnen wären. Geht es doch auch darum, die unsichtbaren konfessionellen Grenzen zwischen den städtischen Quartieren zu durchbrechen. Viele der libanesischen Gäste der Filmvorführungen betreten dieses für sie so andere Beirut zum ersten Mal. Und sie genießen nach den Vorführungen bei einem Glas Wein den ausufernden Garten des Hauses, in den auch der lokale schiitische Geistliche regelmäßig zu Gesprächen und Diskussionen bei Umam kommt. Dass im Zuge der öffentlichen Filmabende erstmals seit fast dreißig Jahren in Harat Hraik auch alkoholische Getränke angeboten werden, ist nur den wenigsten bewusst. Gastgeber Lokman Slim weiß das. Ein Glas Rotwein in der Hand, beobachtet er zusammen mit Monika Borgman die Szenerie. Die beiden freuen sich. Nicht nur über die publizistische Resonanz auf ihre Filme und Workshops, sondern auch über diesen weiteren kulturellen Sieg über die tradierten religiösen Verbote. Ihrer Zufriedenheit ist anzumerken, wie wichtig ihnen dieser gelebte Alltagswiderstand ist.



Foto: Umam

Partner und Vernetzung medico hat in dem Verleger und der Filmemacherin gute Freunde gefunden. Wir haben die Filmabende, aber vor allem auch die Jugendworkshops mit 13.000 Euro unterstützt. In Zukunft bemühen wir uns darum, Umam mit anderen medico-Partnern in Kontakt zu bringen. So versuchen wir im Herbst die Vorführung des preisgekrönten Filmes „Schildkröten können fliegen“ von Bahman Ghobadi zu ermöglichen. Ein Film über die Leidensgeschichte der irakischen Kurden, von einem iranischen Kurden am Vorabend der US-Invasion im Irak gedreht: Auch das wäre eine besondere Premiere in Beirut.

Martin Glasenapp

Ps.: Natürlich ist Lokman Slim wie wir der Meinung, dass den palästinensischen Flüchtlingen im Libanon die vollen Bürgerrechte zustehen. Dafür hat seiner Einschätzung nach in erster Linie die libanesische Gesellschaft die bestehenden Berufsverbote und Ausgrenzungen aufzubrechen. Aber auch die Palästinenser müssen, so gibt Slim zu bedenken, ihre verinnerlichteten Barrieren, geschaffen in Jahrzehnten andauernder Diskriminierung und Lagerexistenz, überwinden und selbst den Schritt ins Offene wagen.

Projektstichwort:

Für die Arbeit von Umam und für die weitere Unterstützung unserer langjährigen palästinensischen Partner im Libanon, die Krankenpflegeschule im Bekaa-Tal, wie auch die Gesundheitsversorgung und -förderung in den Lagern Sabra/Shatila und im Süden des Libanon bitten wir um ihre Spende. Denn das Ziel ist ein gemeinsames: Alles in den eigenen Kräften Stehende zu tun, um ein gleichberechtigtes Leben ohne Angst, Bedrohung und Not für alle zu ermöglichen, die im Libanon leben. Libanesen wie Palästinenser. Unser Spendenstichwort dafür lautet Libanon.

Der veränderte Blick

Die Reisen des israelischen „Mr. TV“

Die Filmsequenz zeigt Palästinenser, die in glühender Hitze an einem Checkpoint auf Durchlass warten. Kinder schreien, Mütter weinen. Ein junger Mann kollabiert. Israelische Menschenrechtler eilen herbei, leisten Erste Hilfe. An anderer Stelle wünschen sich Siedler, die Luftwaffe möge die arabische Bevölkerung „wegbomben und töten“. Die Kamera zoomt auf ein Graffiti: „Palästinenser in die Krematorien.“ Dazu ertönt eine Stimme aus dem Off: „Seit 1967 sind wir brutale Eroberer und Besatzer, die ein ganzes Volk unterdrücken. Wir betrachten die Palästinenser einfach nicht als Menschen.“ Nicht allein diese Bilder, auch der vertraute, sonore Tonfall des Kommentars verstört die israelischen Fernsehzuschauer. Es ist die Stimme von Chaim Yavin, dem Chefmoderator von „Mabat“, das Pendant zu den „Tagesthemen“. Seit 36 Jahren verliert Yavin die Nachrichten, jetzt macht er selbst Schlagzeilen. Der „Mr. TV“, wie man ihn nennt, war 2 Jahre lang mit einer DigiCam in den besetzten Gebieten unterwegs. Mit den israelischen „Ärzten für Menschenrechte“, Projektpartner von medico, fuhr er an die Checkpoints und besuchte ihre mobilen Kliniken in den Dörfern der Westbank. Erstmals sah er die palästinensische Bevölkerung nicht im Fernsehen. Ein anderer Blick. Die erste Folge seines Furore machenden Reisetagebuches schließt mit den Worten: „Es ist richtig, wir leiden auf beiden Seiten. Aber bisher waren die Palästinenser für mich die Täter. Jetzt habe ich gesehen, dass sie auch Opfer sind.“ Siedlerverbände und rechte Politiker fordern nun die Absetzung des Nachrichtenmannes.

Projektstichwort:

Seit 17 Jahren fahren die mobilen Kliniken unserer israelischen Partner in die palästinensischen Gebiete. Die Ärzte verabreichen mehr als Medizin. Sie wollen den Blick ändern. Chaim Yavin ist einer, der hinschaute. Spenden Sie für dieses Wahrheitsprojekt. Das Stichwort lautet: Israel-Palästina.



Foto: ap

Homines Sacri

Entfernt
heute
Leben
sollt
das m
fern es
des k
sind d



Ein Schiff wird kommen. Kleiderkatastrophenhilfe für Tsunami-Opfer an der Küste von Aceh (Indonesien).

res

Die Trennung zwischen Humanitärem und Politischem, die wir heute erleben, ist die extremste Phase der Kluft zwischen den Menschenrechten und den Bürgerrechten. Letztlich können die humanitären Organisationen, die immer mehr zu den übernationalen Organen aufrücken, das menschliche Leben nur noch in der Figur des nackten Lebens erfassen und unterhalten deshalb gegen ihre Absicht eine geheime Solidarität mit den Kräften, die sie bekämpfen. Ein Blick auf die jüngsten Werbekampagnen zur Spendensammlung [...] genügt, um sich klarzumachen, dass hier das menschliche Leben (und dafür gibt es gewiss Gründe) ausschließlich als heiliges Leben betrachtet wird, das heißt insoweit tödlich und nicht opferbar ist, und nur als solches zum Objekt der Hilfe und des Schutzes wird. Die „flehenden Augen“ des Kindes, mit dessen Fotografie man Geld sammeln möchte, das man aber „jetzt schwerlich noch lebend antreffen wird“, ist vielleicht prägnanteste Chiffre des nackten Lebens in unserer Zeit, deren die humanitären Organisationen in einem exakt symmetrischen Verhältnis zur staatlichen Politik bedürfen.

Georgio Agamben, *Homo Sacer – Die souveräne Macht und das nackte Leben* (2002)

Solidarität statt Hilfe?

Ein Tagessymposium der Stiftung medico international

Seit geraumer Zeit befasst sich medico auch mit den gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sich Hilfe ereignet. Diente die Konferenz „Macht und Ohnmacht der Hilfe“, zu der medico vor zwei Jahren nach Frankfurt eingeladen hatte, noch der Untersuchung der Instrumentalisierung von Hilfe, ging es auf dem Tagessymposium „Solidarität statt Hilfe?“, das Ende Mai stattfand, um die Frage, wie Hilfe beschaffen sein muss, wenn sie nicht alleine der Stabilisierung bzw. Wiederherstellung des Status quo dienen soll.

Ausgehend von einem kritischen Rückblick auf das Geschehene im Kontext des Tsunami diskutierten über die Perspektiven des solidarischen Handelns neben Satya Sivaraman, Thomas Gebauer und Hauke Brunkhorst, deren Beiträge wir im folgenden in Auszügen dokumentieren: Rupert von Plottnitz (Staatsminister a.D./Kuratorium der Stiftung medico international), Monika Hauser (medica mondiale), Volker Siefert (Rundfunkjournalist), Joachim Hirsch (medico international), Prem Chandran John (People's Health Movement, Indien) und – last but not least - Cornelia Füllkrug-Weitzel (Brot für die Welt/Diakonie Katastrophenhilfe). Eine Dokumentation des Tagessymposiums, das zugleich die erste öffentliche Veranstaltung der Stiftung medico international war, ist in Vorbereitung und kann bei medico international bestellt werden.

Die Katastrophe neu definieren

Einige Unterlassungssünden in der globalen Reaktion auf das Seebeben

von Satya Sivaraman

Die asiatische Tsunami-Katastrophe ist häufig als die größte Naturkatastrophe in der jüngsten Geschichte beschrieben worden. Nach den Zahlen: 225.000 Tote, eine Million Vertriebene und Verarmte und 12 Länder, die von dem Unglück betroffen waren, ist diese Beschreibung zutreffend. Und trotzdem – auch nach all den herzerreißenden Szenen, den erschütternden Grafiken über Todesziffern, Zerstörung und Trauer bin ich nicht in der Lage zu sagen, wie denn die Kategorie der „Katastrophe“

zu definieren ist. Wird sie durch die Zahl der Toten bestimmt? Oder durch die Art, wie Menschen leiden oder zu Tode kommen? Oder durch ihre Identität? Das ist kein belangloser Streit um Worte, sondern dahinter steckt die ernste Frage: Wann ist die Welt fähig Empathie und Solidarität mit Nachbarn rund um den Globus zu zeigen – und wann nicht?

An dem Tag, als der Tsunami die indische Küste von Tamil Nadu verwüstete, befand ich mich in



Foto: ap

Eingebettete Hilfe. Zeltstädte für Kriegsflüchtlinge, die nie eintreffen sollten, flankierten die US-Invasion im Irak 2003.

einem Krankenhaus in Chennai. Dort lag mein zwei Jahre älterer Bruder auf der Intensivstation und schwebte in höchster Lebensgefahr. Als der Tsunami kam, saß ich in einer emotionalen Falle. Ich stand vor der Wahl, mich mit dem möglichen Tod meines Bruders auseinanderzusetzen oder mit dem wahrscheinlichen Tod von Abertausenden von Menschen, die ich nie habe kennenlernen können. An diesem Morgen, nach Jahren des politischen Aktivismus für die „leidenden Massen“, verstand ich, dass man nur um diejenigen ernsthaft trauern kann, deren Gesichter wir kennen, deren Namen wir wissen und mit denen wir gemeinsame Momente erlebt haben. Natürlich kann ich mir den Schrecken, das Leiden und die Trauer derer vergegenwärtigen, die ihre Angehörigen in den Fluten verloren haben. Aber dies ist nicht vergleichbar mit dem Gefühl, jemanden zu verlieren, den man tatsächlich persönlich kennt.

Aber es ist schlimmer. Ich hatte die vielen tausend Menschen, die auf Aceh in Indonesien ums Leben kamen, nicht nur nicht gekannt, ich hätte ohne den Tsunami nicht einmal etwas von ihrer Existenz erfahren. Erst in ihrem grauenhaften Tod und weil sie dadurch auf unseren Bildschirmen erschienen, wurde mir und vielen anderen ihre Existenz überhaupt erst bewusst. Eine Katastrophe kann nicht nach der Zahl der Opfer definiert werden. Die einfache Wahrheit besteht darin, dass jedes Individuum ein ganzes, einzigartiges Universum darstellt und dass mit seinem Tod ein ganzes Universum verschwindet. Diese Herangehensweise vermeint nicht die Notwendigkeit, Menschen, die in Not geraten sind, auch dann zu helfen, wenn wir sie nicht kennen. Aber es bedeutet, dass wir mehr über die Situation wissen müssen und uns auf die Individuen einzulassen müssen. Nur dann wird unsere Solidarität Wirkung zeigen und nicht karitativer Akt bleiben,

eine Alibi-Handlung in einer Welt, in der die Menschen teure Uhren tragen, aber für niemanden mehr Zeit haben.

Solidarität ist eine gute Idee, aber dazu gehört eine Menge persönlicher Einsatzbereitschaft. Und es geht dabei nicht allein um Geld und materielle Güter. Der fehlende Fokus auf die Individuen ist nur eines der Probleme, wenn man sich die Reaktion der Welt, der Regierungen und der Hilfsorganisationen anschaut. Es gibt aber noch weitere.

Den Tsunami im Zusammenhang betrachten:

In der Beurteilung der internationalen Reaktion auf den Tsunami fällt zunächst das komplette Fehlen von Kontextualisierung ins Auge. Mein Eindruck ist, dass die internationale Gemeinschaft absichtlich äußerst wichtige Faktoren übersehen hat, die die Situation in den betroffenen Regionen beeinflussen: angefangen vom Konflikt in Aceh bis zur Finanzkraft und Vormachtstellung der Reiseveranstalter in Phuket und den sozioökonomischen Problemen, denen die Überlebenden in Sri Lanka und Indien bereits vor der Katastrophe ausgesetzt waren.

Die Verantwortung auf unmittelbarer Ebene:

Es sind zuallererst die lokalen Strukturen, die für das die Verantwortung tragen, was mit den betroffenen Menschen geschieht. Sicher kann die internationale Gemeinschaft eine positive Rolle spielen. Es gibt jedoch wenig Hoffnung für künftige Katastrophenprävention und Katastrophenschutz, Tsunami-Frühwarnsystem hin oder her, wenn sich nicht tiefgreifende Veränderungen in den betroffenen Gesellschaften selbst vollziehen. In diesem Sinn muss eines der wichtigsten langfristigen Rehabilitations-Ziele darin bestehen, Traditionen und Institutionen aufzubauen, die mit Katastrophen aller Art kontinuierlich umgehen können.

Die Gruppe der Betroffenen neu definieren:

Alle Medien und leider auch die Regierungen und NGOs betrachten als „Tsunami-Überlebende“ nur die, die an dem Schicksalstag direkt mit dem Salzwasser in Berührung kamen. Alle anderen, höchst vulnerable Gruppen, die im selben Kontext leben, werden als irrelevant betrachtet. So wurden viele arme Gemeinden in der Küstenregion von Tamil Nadu, die sehr niedrige Entwicklungsindikatoren haben, oder viele tausend Bürgerkriegsflüchtlinge aus Sri Lanka, denen selbst das Wichtigste zum Überleben fehlt, bei der Verteilung von Hilfsgütern vollständig außer acht gelassen.

Überlebende und Opfer zu Lehrern machen:

Es fällt auf, dass viele Regierungen und Hilfsorganisationen die betroffene Bevölkerung als vollkommen hilflos betrachten, denen man Hilfe, Rehabilitation, Beratung und vieles mehr bringen muss. Sehr wenig Aufmerksamkeit hat man dagegen den vorhandenen Fertigkeiten der Menschen in den betroffenen Gemeinden, ihren menschlichen Ressourcen zugewandt. Es gibt keine Programme, die helfen die Gemeinden zu konsolidieren und ihre traditionellen Fähigkeiten zu nutzen und zu verbessern, um sich selbst zu ernähren. Es ist wirklich an der Zeit, dass die Welt mit ihrer paternalistischen Attitüde aufhört. Sie sollte bescheidener werden und realisieren, dass diejenigen, die überlebten, nicht nur der Hilfe bedürfen, sondern dass man von ihnen auch etwas lernen kann.

Satya Sivaraman ist indischer Journalist, Autor und Filmemacher. Er ist Medienberater des People's Health Movement und Mitarbeiter des von medico geförderten „Tsunami Response Watch: indiadesaster.org“. Zur Zeit arbeitet er an einer Dokumentarfilm-Serie, die die Geschichte einer überlebenden Familie verfolgt.

Katastrophendeutungen. Vom Erdbeben in Lissabon vor 250 Jahren zum Tsunami 2004

Bekanntlich hat es im Laufe der Geschichte immer Ereignisse gegeben, die wir heute als Katastrophen bezeichnen würden. Nicht Katastrophen sind neu, wohl aber das Verständnis, das sich Menschen von ihnen machen. Ging es in der Vorstellung der Sintflut noch um eine göttlich auferlegte Buße für menschliche Schuld, also um eine theologische Deutung, rückte mit der europäischen Aufklärung die Verantwortlichkeit der Menschen selbst in den Vordergrund. Anlässlich des Erdbebens von Lissabon, das sich in diesem Jahr zum 250. Mal jähren wird, schrieb Rousseau in einem „Brief über die Vorsehung“: *„Gestehen Sie mir, dass nicht die Natur zwanzigtausend Häuser von sechs bis sieben Stockwerken zusammengebaut hatte, und dass, wenn die Einwohner dieser großen Stadt gleichmäßiger zerstreut und leichter beherbergt gewesen wären, so würde die Verheerung weit geringer, und vielleicht gar nicht geschehen sein.“*

Naturkatastrophen, so sieht es die Aufklärung, sind in dem Maße von Menschen gemacht, wie es die Menschen noch nicht vermocht haben, mit der Natur zu leben. Fraglos brachte das Erdbeben von Lissabon vom 1. November 1775 (das übrigens auch von einem Tsunami begleitet war) eine kulturgeschichtliche Zäsur. Die plötzliche Zerstörung einer der blühendsten Städte Europas, bei der 30.000 Menschen den Tod fanden, führte zur Revision des optimistischen Lebensgefühl, das - historisch gesehen - gerade erst populär geworden war. Eine bemerkenswerte öffentliche Auseinandersetzung über den Zustand der Welt entbrannte, an der Rousseau, Goethe, Kant, Kleist und viele andere teilhatten. Auch Voltaire empörte sich über eine Welt, die mehr mit der Rechtfertigung ihrer Verhältnisse beschäftigt war, als dass sie den Menschen gerecht werden wollte.

In seinem „Poème sur le Désastre de Lisbonne“ geißelte Voltaire die von Leibnitz beschriebene selbstzufriedene Überzeugung, dass alles gut sei und die existierende Welt notwendig die beste aller möglichen Welten. *„‘Alles ist gut’, sagt ihr, ‚und alles ist notwendig.‘ Was? Die Welt im Ganzen, ohne den Höllenschlund, / Der Lissabon verschlang, wäre weniger gut gewesen?“*

Das Erdbeben von Lissabon hat nicht unwesentlich zur Konstitution des modernen Europa beigetragen. Die aufgeklärten Gesellschaften begannen sich in einer Welt einzurichten, in der Katastrophen nicht mehr im Kontext von Sünde verstanden wurden, sondern als Risiken, mit denen man sich zu arrangieren hatte. Der katastrophale Anteil der Wirklichkeit wurde sozusagen konstant gesetzt, um gleichzeitig nach Möglichkeiten zu forschen, wie den Auswirkungen von Katastrophen begegnet werden kann. An die Stelle religiöser Deutungen trat die Naturkunde; statt um Fürbitten und Opfer ging es fortan um Geologie, Seismologie und andere Wissenschaften.

Vieles deutet darauf hin, dass gerade im Kontext des Seebebens 2004 einige der Grundüberzeugungen der Aufklärung in Mitleidenschaft gezogen wurden. Auffallend jedenfalls war, dass neben wissenschaftlichen Erklärungsversuchen auch wieder religiöse Deutungen vorgetragen wurden und Berichte über wundersame Rettungen die Runde machten. Der deutsche Außenminister sprach von Demut. Das ZDF beseelte die Flutwelle zur „Mörderwelle“, ohne sich dabei bewusst gewesen zu sein, dass Mord eigentlich Vorsatz, zumindest aber einen Täter voraussetzen würde. Den Gipfel leistete sich die Bild-Zeitung mit dem Titel: „Terrorangriff der Natur – Will die Erde uns loswerden?“

Der Bezug zum Terrorismus macht deutlich, dass offenbar auch die Natur aus der Perspektive eines dualistischen Weltbildes betrachtet wird, das keinen Zweifel, keine Nuancen mehr kennt, sondern nur noch die Unterscheidung in gut und böse. Man ist entweder Teil der guten, aber durch feindliche Mächte bedrohten Menschheit oder Teil des dunklen Bösen, in diesem Fall der Natur, die außer Kontrolle geraten ist und offenbar in wilder Ehe mit Bin Laden lebt. Statt die Katastrophe in ihrer Komplexität zu begreifen, wird durch religiös-fundamentalistische Deutungen das Denken vereinfacht, ja sogar verhindert. Nicht mehr die kritische Erörterung von Fragen der Ökologie steht dann auf der Tagesordnung, sondern die Furcht vor weiteren „Angriffen der Natur“, denen schließlich nur durch weitere Eingriffe in die Umwelt begegnet werden kann. So erweist sich gerade die Dämonisierung der Natur als wunderbare Möglichkeit, alle jene in ihrem Verhalten zu rechtfertigen, die auf die vollständige und schonungslose Inwertsetzung aller natürlicher Ressourcen aus sind. T.G.

Solidarität als Recht

Warum Hilfe nur gelingt, wenn sie auf Gegenseitigkeit zielt

von Hauke Brunkhorst

Hilfe ist eine Kategorie elementarer Vergesellschaftung, die heute ins Private abgedrängt und dort, wo sie erforderlich und legitim ist, öffentlich und professionell organisiert wird. Für solche Hilfe kann man dankbar sein und sich über das besondere Engagement des Arztes freuen, aber man schuldet weder dem bezahlten Helfer noch dem akademisch geschulten Arzt oder Rechtsanwalt noch gar der Organisation Dank. Wo das der Fall war, konstituierte Hilfe feudale Abhängigkeitsverhältnisse. Wer sich dagegen heute beim Lehrer seiner Kinder mit großzügigen Geschenken bedankt, muss den Vorwurf der Bestechung fürchten.

Organisierte Hilfe, wie medico sie leistet, ist eng mit dem Begriff der *Solidarität* verbunden. In der Soziologie der Professionen betont man die Wechselseitigkeit des Verhältnisses von Arzt und Patient, Anwalt und Klient und spricht sogar von „Arbeitsbündnissen“. Wenn überhaupt noch von Hilfe die Rede ist, wird zumeist nicht von Hilflosigkeit als Status, sondern als Statuspassage gesprochen. Wer Kindern hilft, Englisch zu lernen, erzieht sie letztlich zur Autonomie, und der demokratische Gesetzgeber erlaubt nur solche Erziehung, die Erziehung zur Autonomie ist, und er organisiert sie in Kindergärten, Schulen und Universitäten. Jugendhilfe wird als Hilfe zur



Foto: www.populism2005.com

„Die Party ist vorbei“ (2003), Marc Bijl.

Selbsthilfe verstanden, und selbst bei hoffungslosen Pflegefällen dominiert der Gedanke einer Autonomie, die dem Hilflosen zumindest kontraktisch zugeschrieben wird, und nur um die Achtung der Autonomie der Betroffenen geht es in den quälenden Debatten um das An- und Abschalten der Beatmungsmaschinen. Die Beziehung zwischen helfenden und hilfsbedürftigen Personen wird normativ als Beziehung zwischen freien und gleichen Personen definiert, und sie ist in der Regel – ob nun mit oder ohne Regierung, ob für, ob gegen Globalisierung – rechtlich und formal, rational und methodisch, technisch und administrativ organisierte Hilfe.

Beide Aspekte zusammen, die rechtliche, rationale und technische Organisation und die egalitäre Autonomie legen es nahe, nicht mehr von Hilfe, sondern von Solidarität zu sprechen bzw. Hilfe als solidarische Aktion zu verstehen. Der

Begriff der Solidarität stammt aus dem römischen Zivilrecht und ist – anders als Hilfe – von Haus aus ein Rechtsbegriff. Recht bindet Fremde bürgerschaftlich (*jus civilis*) aneinander, koordiniert heterogene Interessen (Schuldner und Gläubiger) und organisiert komplementäre Leistungen (Arzt und Patient). Im Begriff der Solidarität, der im Verlauf des 19. Jahrhunderts den noch christlich gefärbten Begriff der Brüderlichkeit aus der berühmten Formel der Französischen Revolution: *liberté, égalité, fraternité*, abgelöst hat, werden *egalitäre Rechte* mit *demokratischer Selbstbestimmung* zusammengeführt, und demokratische Selbstbestimmung ist in modernen Gesellschaften nur noch als demokratische Selbstorganisation einer Rechtsgenossenschaft denkbar – wie schon das Verfassungsrecht zeigt, das im Art. 20 Abs. 2 des Grundgesetzes gleich drei Organe benennt, durch die das Volk seine demokratische Selbstbestimmung in Gestalt der Staatsgewalt ausübt. Politische oder öffentliche Selbstbestimmung ist Selbstgesetzgebung, also von vornherein auf das Recht als sein Medium bezogen, und auch zur privaten Selbstbestimmung gehört konstitutiv die Möglichkeit, Verträge zu schließen, Nachbarn zu verklagen, Beamte vor den Kadi zu zerren.

Kurz: Solidarität ist *die öffentlich-rechtliche Organisation bürgerschaftlicher Selbstbestimmung*, und öffentlich geleistete Hilfe ist eine von vielen Formen organischer (oder organisierter) Solidarität. Insofern ist die als Solidarität verstandene, organisierte Hilfe eine genuin demokratische Angelegenheit.

Hauke Brunkhorst lehrt Philosophie an der Universität Flensburg und schrieb u.a. das Buch „Solidarität – Von der Bürgerfreundschaft zur globalen Rechtsgenossenschaft“ (Suhrkamp 2002). Der Textauschnitt ist die Anfangspassage seiner Rede.

Die Entpolitisierung des Humanitären

Kann sich Solidarität im transnationalen Raum neu herausbilden?

von Thomas Gebauer

Vielen Hilfsorganisationen gilt die Komplexität des Geschehens, das sich rund um Katastrophen und Krisen ereignet, als ein undurchsichtiges Gestrüpp aus Politik und Machtinteressen, in das man sich besser gar nicht erst hineinbegibt. Statt sich der politischen Implikationen des eigenen Handelns zu versichern, pochen viele Helfer darauf, eine vom Politischen getrennte, reine humanitäre Hilfe leisten zu können. Ich halte die Vorstellung einer solchen Neutralität für eine gefährliche Illusion. Hilfe, auch die scheinbar unpolitische, mischt sich immer in bestehende Macht- und Kräfteverhältnisse ein.

Die Konsequenzen aber, die aus der Entpolitisierung des Humanitären folgen, sind erheblich. Wenn Hilfe nicht mehr im Kontext gesellschaftlicher Verantwortung und - daraus abgeleitet - bürgerrechtlicher Ansprüche gesehen wird, sondern alleine ihre moralische Seite zählt, dann wird sie – wie übrigens auch der Appell zum Schutz der Menschenrechte - anfällig für vielfältige Instrumentalisierungen.

Schließlich bedienen sich auch die politisch und wirtschaftlich Mächtigen, die für das Elend und die Ausgrenzung von Menschen verantwortlich sind, längst humanitärer Argumentationen und rechtfertigen ja selbst noch völkerrechtlich verbotene Präventivkriege mit dem Verweis auf die Menschenrechte. Das Verständnis von Menschenrechten aber, das in solchen Rechtfertigungsstrategien zum Ausdruck kommt, bleibt ein abstraktes, eines, das die Menschenrechte nicht mehr im Kontext bürgerrechtlich verfasster Gesellschaften sieht. Der vom Politischen abgegrenzte Humanitarismus kann die Ausgrenzung von Menschen, wie sie sich tagtäglich und millionenfach in brasilianischen Favelas oder in afrika-

nischen Flüchtlingslagern ereignet, nur abfedern - und damit wiederholen. Wenn Hilfe auf die Sicherung des nackten Überlebens begrenzt wird, resultiert daraus eine Art Elendsverwaltung, die nichts mehr ändert, aber umso mehr den prekären Status quo stabilisiert, der in der Welt herrscht.

Jean Paul Sartre sprach in diesem Zusammenhang von einem „rassistischen Humanismus“, der daraus resultiert, dass das Elend der Welt nicht mehr vor dem Hintergrund der eigenen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Dominanz verstanden wird, sondern allein als Problem des Südens. Aus solcher Perspektive erscheint die Lösung dann tatsächlich in der „humanistischen Aktion“ zu liegen, - der wohlmeinenden Hilfe für die armen Menschen im Süden, die leiden, weil sie eben so sind, wie sie sind. Die Welt leidet aber nicht an zu wenig Hilfe, sondern an Verhältnissen, die immer mehr Hilfe erforderlich machen.

Anschubhilfe für die UN Da Beistand in einem empathischen Sinne immer zielgerichtet ist und die nachhaltige Überwindung von Not und Abhängigkeit anstrebt, bedarf Hilfe immer auch einer gesellschaftspolitischen Idee. Für viele Hilfsorganisationen sind das die globalen Menschenrechte, wohlwissend, dass es in der praktischen Arbeit darum gehen muss, die Menschenrechte sowohl materiell zu fundieren als auch dafür zu sorgen, dass sie einen institutionell gefassten bürgerrechtlichen Rahmen bekommen.

Von letzterem sind die globalen Verhältnisse noch weit entfernt. Aber es gibt immerhin erste Erfahrungen, aus denen zu lernen wäre. Beispielsweise die „Internationale Kampagne für das Verbot von Landminen“, die sowohl im Ergebnis



Foto: medico

Internationale Kampagnen wie die gegen Landminen können global neue Normen setzen und so eine Anschuhilfe für die UN leisten.

als auch in ihrer Struktur interessante Schritte auf dem Weg zu neuen Formen einer in globaler Solidarität eingebundenen Hilfe gehen konnte.

Der Erfolg der „Internationalen Kampagne zum Verbot von Landminen“ liegt vielleicht am wenigsten darin, ein Verbot von Anti-Personenminen angestoßen zu haben. Erfolgreich ist die Kampagne in einem viel allgemeineren Sinne gewesen. Sie hat es vermocht, über alle Grenzen hinweg eine internationale Öffentlichkeit zu erzeugen, die nicht nur kritisches Unbehagen zum Ausdruck brachte, sondern schließlich rechtlich bindende Entscheidungen erzwingen konnte. Erstmals in der Geschichte wurde ein Waffenverbot auf Druck der Öffentlichkeit durchgesetzt, erstmals wurde internationales Recht unter aktiver Beteiligung eines Netzwerkes von NGOs geschrieben und erstmals gelang es, ein Waffenverbot um humanitäre Verpflichtungen zu erweitern. So haben sich die Mitgliedsstaaten des Ottawa-Vertrages auch dazu verpflichtet, den Opfern von Minen weitreichende Hilfen zukommen zu lassen.

Weder unverbindlicher „goodwill“ noch Paternalismus leiten eine solche Hilfe. Vielmehr ist sie eingebunden in eine global gesetzte neue Norm, die zwar außerhalb der Vereinten Nationen verhandelt wurde, aber nun vom Generalsekretär der Vereinten Nationen überwacht wird. Derart hat der öffentliche Druck, den die Minenkampagne entfalten konnte, tatsächlich eine Art

Anschuhilfe für die UN geleistet, die aufgrund der internen Blockadepolitik einiger mächtiger Staaten aus sich heraus keine Lösung gefunden hätte.

Was die NGOs eint, die in der Minenkampagne mitwirken, ist eine gemeinsame politische Agenda und nicht einseitige Abhängigkeit oder Vereinheitlichung. Selbstverständlich schließen sich unter solchen Umständen Solidarität und Hilfe nicht aus. Hilfe aber ist dann eingebunden in einen Kontext, verfolgt eine politische Vision und wird legitimiert über Partner, die nicht nur gepflegte Opfer sind, sondern Mitstreiter im Bemühen um eine andere Welt.

Es ist der transnationale Raum, in dem sich Solidarität heute neu herausbilden muss. Eine Solidarität, die getragen wird von global tätigen Netzwerken, in denen eine Vielzahl von sozialen Projekten, Basisinitiativen, NGOs, kritischen Intellektuellen und Verbänden zusammengeschlossen sind, um für gemeinsame politische Ziele einzutreten und dabei gemeinsame Strategien zu verfolgen. Nur einer solchen „Gegenmacht“ wird es gelingen, für die Demokratisierung der weltgesellschaftlichen Verhältnisse zu sorgen, so wie es Walter Benjamin beschrieben hat: als Griff der Weltgesellschaft nach der Notbremse.

Thomas Gebauer ist Geschäftsführer von medico international.

Tsunami, kein Thema mehr?

Von Versuchen, den Fortgang der Katastrophe zu überleben

Indien

Nachdem das südasiatische Seebeben über Wochen die internationale Öffentlichkeit beherrschte, verschwanden die Bilder der Verwüstung fast von einem Tag zum andern aus den Medien. Manche Zeitung nimmt auf Seite Drei hin und wieder Spätfolgen der Flut in den Blick und die Bundesregierung machte noch einmal Schlagzeilen, weil sie von den 500 Millionen Euro, die sie im Hilfsboom der ersten Tage versprochen hatte, gerade eben fünf Prozent, nämlich 25 Millionen, der Zivilgesellschaft zur Verfügung stellt. Unterdessen spült der in Indien einsetzende Monsunregen den Zehntausenden in den eilends errichteten Lagern buchstäblich den Boden unter den Füßen weg, lässt nicht wenige der medienwirksam eingeweihten „Übergangsquartiere“ im Schlamm versinken.

Dramatische Situation in Übergangslagern

Während sich die Medien anderen Dingen zuwenden, sind Betroffene und Helfer, aber auch Regierung und Verwaltung gerade jetzt auf Information angewiesen. Deshalb unterstützt medico den „Tsunami-Response-Watch“ des Internetprojekts www.indiadisasters.org. Dessen Website berichtet fortlaufend aus den vom Tsunami betroffenen Ländern. Dokumentiert werden dort auch die Ergebnisse eines „People's Tribunal“, zu dem im Mai über 250 Tsunami-Überlebende aus Kerala, Tamil Nadu und Pondicherry, Experten aus Politik und Hilfe sowie Aktivisten der Zivilgesellschaft zusammenkamen.

Nach zweitägigen Anhörungen beschloss das Tribunal, sich wegen vielfacher Diskriminierungen in der Hilfe wie in der Entschädigung und fehlender politischer Anerkennung direkt an den indischen Präsidenten und die Menschenrechtskommission zu wenden. „Wenn wir auch

Katastrophen nicht verhindern können, so müssen wir doch dem Elend Einhalt gebieten“, sagte Prof. Parasuraman, der Direktor des Tata Instituts für Sozialwissenschaften aus Mumbai. „Die Übergangslager sind wie Hochöfen, in denen die Menschen bei lebendigem Leib geröstet werden“, ergänzte die 22jährige Thamara aus Azheekal, und beklagte besonders die Not der Frauen und Kinder: „Weil wir keine Möglichkeit haben, uns geschützt zurückzuziehen, wird uns der Aufenthalt dort zur furchtbaren Last.“ Justice H. Suresh, früher Richter des Obersten Gerichtshofs von Mumbai, erklärte: „Die Krankheiten nehmen rasant zu, jetzt schon leiden die Menschen überall an Krätze, Durchfall und Bindehautentzündung. Wird nicht bald gehandelt, wird eine Welle von Epidemien schließlich Menschenleben fordern.“ Auch Dr. Mohini Giri, frühere Vorsitzende der Nationalen Frauenkommission, verwies auf die besondere Gefährdung der Frauen und Kinder: „Wir sitzen auf einer Zeitbombe.“

Neben den Betroffenen schilderten zwölf Experten dem Tribunal die sich dramatisch zuspitzende Lage. Dabei forderte Dr. Unnikrishnan vom People's Health Movement (PHM) noch einmal ein Frühwarnsystem und schlug vor, schon die Kinder in der Grundschule praktisch auf Katastrophen wie den Tsunami vorzubereiten: „Wir haben jetzt die Chance, künftig besser vorbereitet zu sein. Wir brauchen umfassende Programme, wie sie sich etwa auf Kuba schon seit Jahren bewährt haben.“

Rehabilitation plus

Gerade wegen solcher Erfahrungen möchte der indische medico-Projektpartner CARDS nicht einfach nur den Zustand vor dem Seebeben wiederherstellen. Die Organisation, die sich im indi-



Foto: medico

Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen – Aschenputtels Spruch gilt auch für die Chiliproduktion in Andra Pradesh. Beim Sortieren der Chili-Schoten erkrankten viele am Staub der scharfen Schoten.

schen Bundesstaat Andra Pradesh seit den 70er Jahren der ländlichen Gemeindeentwicklung verschrieben hat, errichtet derzeit in den vom Tsunami betroffenen Dörfern an der Küste mit finanzieller Unterstützung von medico Gesundheitszentren. Der Ansatz der Zentren geht weit über die klassische medizinische Minimalversorgung hinaus. Arbeiten werden dort Krankenpfleger, aber auch Studenten des Krankenpflegecolleges, das CARDS in der nahegelegenen Stadt Guntur unterhält. Sie kümmern sich um einfache, doch weitverbreitete Krankheiten ebenso wie um eine breitgefächerte Gesundheitsaufklärung und -vorsorge. Alle zwei Wochen wird ein „Health Camp“ veranstaltet, an dem auch Ärzte teilnehmen. Darüber hinaus beherbergen die Zentren Vorschulkindergärten („Balwadis“) und dienen als Schutzraum gegen Unwetter wie Zyklone, von denen die Gegend immer wieder heimgesucht wird.

CARDS hat zudem ein auf die Bedingungen der Dörfer zugeschnittenes Katastrophenschutzprogramm entwickelt. Gemeinsam mit den Dorfbewohnern werden Workshops durchgeführt, die sich mit Verhaltensmaßregeln im Katastrophenfall beschäftigen. So entstand die Idee der Schutzräume, in die zuerst die gebracht werden sollen, die sonst den Naturgewalten schutzlos ausgeliefert bleiben: alte Menschen, Kranke und Kinder. Außerdem werden für alle Zentren

Amateurfunkgeräte angeschafft, damit eingehende Frühwarnungen überhaupt an die besonders schlecht mit Kommunikationsmitteln ausgestatteten Dörfer weitergegeben werden können. Denn in den Dörfern, in denen CARDS tätig ist, leben Dalits, die „Unberührbaren“. Neben den indischen Ureinwohnern gehören sie zur marginalisiertesten Bevölkerungsgruppe, die auch im Tsunami-Kontext die geringste Unterstützung erhalten hat. Der Tsunami allerdings erwies sich für sie als eine Katastrophe unter vielen. Denn nicht nur in Andra Pradesh müssen sie zu Hungerlöhnen und unter extrem schädlichen Gesundheitsbedingungen in der Chili-, Baumwoll- und Kalkproduktion arbeiten. Deshalb organisiert CARDS nicht nur Gesundheitszentren, sondern setzt sich auch für bessere Lebensbedingungen in Land- und Siedlungsprojekten und für die Rechte der Dalits ein.

Thomas Seibert

Projektstichwort:

Nach wie vor ist die Not in den vom Tsunami betroffenen Regionen groß, wo es sich nicht um touristische Zentren handelt. Gerade dort fehlt Öffentlichkeit und das Interesse der Regierenden, hier mehr als nur minimale Nothilfe zu leisten. Um Öffentlichkeit herzustellen und die Rehabilitation zu fördern, bitten wir Sie deshalb um Spenden unter dem Stichwort: **Seebeben**.

Kinder als Marketingstrategie

Eine Broschüre zum Thema Kinderpatenschaften

medico aktiv

Keine Frage: Kinderpatenschaften sind „in“. Direct-Mailings, Billboard-Werbung und Wurfserendungen, ausgedacht von findigen Fundraising-Strategen, haben für höchste Zuwachsraten auf dem Spendenmarkt gesorgt. Und weil es um einen guten Zweck geht, will keiner etwas dagegen sagen. Kritiker solcher Fundraising-Konzepte, allzumal wenn sie selbst aus den Reihen der Hilfsorganisationen kommen, setzen sich leicht dem Verdacht aus, nur neidisch auf den Erfolg der anderen zu sein. Tatsächlich aber diskutieren Hilfsorganisationen seit vielen Jahren darüber, wie weit Marketingstrategien gehen dürfen und wann Werbung dem Gebot der Würde und der Authentizität zu widersprechen beginnt. Das Bündnis „Gemeinsam für Menschen in Not – Entwicklung hilft“, in dem Brot für die Welt, die Deutsche Welthungerhilfe, medico international, Misereor und terre des hommes zusammenarbeiten, hat nun ein Faltblatt herausgegeben, das sich kritisch mit Kinderpatenschaften auseinandersetzt und Bewusstsein für die Komplexität von Hilfe und das Problem ihrer öffentlichen Vermarktung schaffen will. Hier Auszüge aus dem Faltblatt:

Viele Menschen übernehmen eine Kinderpatenschaft, weil sie konkrete Hilfe leisten möchten. Einem Kind die Ausbildung sichern und damit in seine Zukunft investieren: die Vorteile liegen scheinbar auf der Hand. Der Spender weiß genau, wohin sein Geld fließt, und übernimmt mit der persönlichen Bindung zum Patenkind „echte Verantwortung“. Manchmal bekommt er/sie sogar Briefe von „seinem“ Patenkind. Auch die Mitarbeiter von Brot für die Welt, der Deutschen Welthungerhilfe, medico international, Misereor und terre des hommes erhalten jeden Monat zahlreiche Anfragen, mit denen sich Spender nach Kinderpatenschaften erkundigen. Oft sind die Menschen enttäuscht, weil wir grundsätzlich keine Kinderpatenschaften vermitteln und auch nicht mit ihnen werben. Kinderpatenschaften sind unserer Ansicht nach nicht vereinbar mit den Prinzipien einer wirksamen und nachhaltigen Entwicklungsarbeit und ihrer Darstellung in der Öffentlichkeit.

Bereits in den siebziger und achtziger Jahren gab es unter den Hilfsorganisationen eine breite Debatte über die Vermittlung von Kinderpatenschaften. Kritisiert wurde damals vor allem,

- *dass Patenschaften Einzelfallhilfe sind, die sich nicht mit den Ursachen von Armut und Entwicklungsproblemen auseinandersetzen,*
- *dass Patenschaften Kinder isolieren und Neid erzeugen,*
- *dass Kinder im Rahmen von Patenschaften in Heimen untergebracht und damit familiäre und soziale Strukturen zerstört würden,*
- *dass Patenschaften einen hohen Verwaltungsaufwand verursachen und damit teuer sind.*

Kinderpatenschaften wecken einen Beschützerinstinkt; sie appellieren an unsere Gefühle – und darüber an unsere Spendenbereitschaft. Problematisch wird das dann, wenn die Werbung einen Eindruck entstehen lässt, der nicht mit der Hilfe vor Ort übereinstimmt.

Die fünf im Bündnis „Gemeinsam für Menschen in Not - Entwicklung hilft“ zusammengeschlossenen Hilfswerke arbeiten in Afrika, Asien und Lateinamerika mit den Ärmsten der Armen – mit Menschen, die durch Kriege und Katastrophen alles verloren haben, mit Landlosen, mit Bäuerinnen, mit Straßenkindern oder mit Kindersoldaten. Dabei geht es nicht um schnelle, medienwirksame Erfolge, sondern um nachhaltige Veränderungen. Die Broschüre mit dem vollständigen Text können Sie über unsere Homepage www.medico.de/material oder in unserer Zentrale: 069 – 944 38-0 bestellen.



Foto: medico

schauspielfrankfurt.

Der Krieg ist nicht vorbei

Das „virtuelle Minenfeld“ im schauspielfrankfurt

Nachdem wir mit unserer Kunst- und Spendenaktion „Das virtuelle Minenfeld“ im Dezember letzten Jahres im Auswärtigen Amt zu Gast waren, lag sie nun für eine Woche im Zwischendeck des Frankfurter Schauspielhauses. Unter dem Motto „Der Krieg ist nicht vorbei“ luden die Frankfurter Kultureinrichtung und medico international am 1. Mai zur Eröffnung der Aktion ein. Nach der Vernissage diskutierten auf der Bühne des Kleinen Hauses in einem fast dreistündigen Gespräch der Vietnamkriegsveteran und Mitbegründer der Kampagne gegen die Landminen Bobby Muller, der Schriftsteller Navid Kermani und Thomas Gebauer über die Situation im Nahen und Mittleren Osten. Den Abschluss bildete die bundesweite Preview des preisgekrönten Films „Schildkröten können fliegen“ von Bahman Ghobadi, dessen mittlerweile höchst erfolgreichen Kinostart in Deutschland medico unterstützt hat.

Als während der Vernissage die ersten Platten an eigens angereiste „Minenräumer“ übergeben wurden, nahm das virtuelle Räumen der Bodeninstallation erstmals reale Gestalt an. Wo vorher „Minen“ lagen, entstand neuer Raum für Bewegung. Raum, den es beispielsweise für Debatten, die mehr als nur öffentliches Spektakel sein wollen, offenbar immer weniger gibt. Nur so ist zu erklären, warum der Saal während der Podiumsdiskussion trotz des ersten Sommertages voll besetzt war. Navid Kermani berichtete von einer Lesereise nach Israel und Palästina. Zeichen paradoxer Hoffnung, so Kermani, seien kaum noch wahrzunehmen. Die palästinensische Gesellschaft könne dem ständigen Druck kaum

noch standhalten. Auch wenn der geplante Abzug der Israelis hier anders wahrgenommen würde. Man bewege sich tatsächlich eher von der Chance auf einen Frieden weg, so Kermani. Auch für den Irak, so Bobby Muller, sei die Perspektive düster. Viele Kenner in den USA halten den Irak-Krieg bereits für verloren. Eine Chance auf eine friedliche und demokratische Zukunft im Irak gebe es nur, wenn die USA erklärten, dass sie weder Ansprüche auf Militärbasen noch auf Erdöl im Irak erheben würden. Unter der Bush-Regierung sei eine solche Erklärung nicht zu erwarten.



Foto: medico

v.l.n.r.: N.Kermani, B. Muller, T.Gebauer

Die Debatte darüber, wie Aufbau und Fundierung einer alternativen Öffentlichkeit unterstützt werden kann, soll fortgesetzt werden. Auch die Kunst- und Spendenaktion rund um das virtuelle Minenfeld geht weiter. Mittlerweile sind mehr als 200 Elemente der Bodeninstallation gegen eine Spende von 500 Euro „geräumt“ worden. Die Installation wird im Sommer in Rotterdam und im Herbst voraussichtlich in Köln, Genf und Zagreb zu sehen sein. Wer über den Fortgang der Aktion auf dem laufenden gehalten werden möchte, kann unter www.medico.de den „Bewegungsmelder“ abonnieren, der regelmäßig über unsere Aktivitäten berichtet.

Spendeninformation

Adressänderung Bitte geben Sie bei Änderungen Ihrer Anschrift auch Ihre alte Adresse und/oder die Spendennummer an. So ermöglichen Sie es uns, Sie zu „finden“, und helfen zugleich mit, Verwaltungskosten zu sparen.

Einmalige Spende Wenn Sie uns eine Spende überweisen, möchten wir sie bitten, auf dem Überweisungsformular Ihren Namen und Ihre Anschrift deutlich zu vermerken. Bitte geben Sie wenn möglich auch Ihre medico-Spendernummer an, das erleichtert uns die Arbeit sehr. Die Spendenbescheinigung senden wir Ihnen bei Spenden über 100 € automatisch zu. Bei Beträgen bis einschließlich 100 € genügt dem Finanzamt in der Regel der Einzahlungsbeleg, versehen mit dem Eingangsstempel der Bank. Auf Anfrage erhalten Sie gerne auch hierfür eine Spendenbescheinigung.

Fördermitgliedschaft Die Fördermitgliedschaft bei medico sieht keine Projektbindung vor. Vielmehr unterstützen Sie damit unsere gesamte Projekt- und unsere unabhängige Öffentlichkeitsarbeit. Die regelmäßigen Beiträge unserer Fördermitglieder ermöglichen es uns, langfristige und verbindliche Projektkooperationen einzugehen, aber auch flexibel zu reagieren, wenn akute Hilfe notwendig ist. Der jährliche Förderbeitrag liegt bei mindestens 120 €. Das wäre z.B. der relativ kleine Betrag von 10 € monatlich. Für Leute mit wenig Geld (Auszubildende, Erwerbslose, Studierende) beträgt der jährliche Förderbeitrag 60 €. Für alle regelmäßigen Spenden (Fördermitgliedsbeiträge, Einzugsermächtigungen und Daueraufträge) schicken wir Ihnen jeweils im Januar des darauffolgenden Jahres eine Sammelbestätigung zu, auf der alle Spenden des Jahres aufgeführt sind.

Spendenquittungstelefon: Tel. (069) 944 38-11,
Fax: (069) 94438-15 oder E-Mail: info@medico.de

Bankverbindung: medico international, Spendenkonto
1800, Frankfurter Sparkasse, BLZ 50050201

Vielen Dank, dass Sie unsere Arbeit mit einer Spende unterstützen! medico international ist gemeinnützig und Ihre Spende ist steuerlich absetzbar.

materialliste

Liebe Leserinnen und Leser, wir möchten Ihnen eine Auswahl unseres Materials vorstellen, das Sie – auch in größeren Mengen – bei uns bestellen können. Zum Nachlesen und Weiterverteilen, für die Schule, zum Auslegen im Laden nebenan. Für Nachfragen stehen

NEU



Der Stoff aus dem Kriege sind. Rohstoffe und Konflikte in Afrika

(28 S.) Wer finanziert Bürgerkriege und wie funktionieren die internationalen Netzwerke der Rohstoffausbeutung? Wie es sich damit verhält und was man dagegen tun

kann. Auch für Jugendliche gut geeignet.

medico im Überblick



Broschüre stiftung medico international

(12 S.) Übersicht über Ziele, Satzung, Struktur und steuerliche Aspekte der stiftung medico international, die Ende 2004 gegründet wurde.

medico Rundschreiben

Nummer 04 | 04: Schwerpunkt: Die freie Welt der Slums
Nummer 01 | 05: Schwerpunkt: Was heißt heute Hilfe?

Kampagnen

Zu allen Kampagnen gibt es eine vielfältige Auswahl von Materialien. Filme, Postkarten, Ausstellungen. Interessiert? Rufen Sie uns an unter: (069) 944 38-27 (Anne Jung). Hier ein Beispiel:



Die Saat des Krieges

(8 S.) Die Minenzeitung informiert über Kampagnenaktivitäten und Projektarbeit von medico.

wir Ihnen unter der Tel. (069) 944 38-0 gerne zur Verfügung. Die vollständige Material- und Publikationsliste können Sie bei uns anfordern oder auf unserer Homepage einsehen.

Hinweis: Unsere Materialien sind kostenlos, es sei denn, ein Preis ist vermerkt.

Reports



NEU Im Inneren der Globalisierung

Beiträge zur psychosozialen Arbeit im neuen Jahrtausend

(230 S.) Der medico-Report 26 reflektiert Konzepte und Praxis psychosozialer Arbeit in Gewaltkontexten und die unterschiedlichen Dimensionen von

Täter- und Opferrealitäten in Zeiten der Globalisierung. 12 €. **Lieferbar ab Sommer 2005.**

Eine Liste aller Reports schicken wir Ihnen gerne zu.

Projekte



Indien / Sri Lanka

Sind Sie nur wegen des Tsunami hier?

Faltblatt zur Katastrophe vor und nach der Flutwelle, von der In-

strumentalisierung der Hilfe und von Partnerschaften in Zeiten der Globalisierung.



Israel / Palästina: Zukunft ohne Aussicht? Hilfe im Zeichen paradoxer Hoffnung

(16 S.) Über den Mauerbau, der Israelis

und Palästinenser zu Gefangenen macht. Vorstellung der medico-Unterstützung für Kooperation und Gleichberechtigung.

Wir informieren Sie gerne über alle Projekte, die wir in Afrika, Lateinamerika, Südasiens und im Nahen Osten unterstützen. Die Liste können Sie telefonisch bestellen oder unter www.medico.de nachlesen.

Ich bestelle:

- Rohstoffe und Konflikte in Afrika
- medico Rundschreiben 04 | 04
- medico Rundschreiben 01 | 05
- Broschüre stiftung medico international
- Zeitung - Die Saat des Krieges
- Report 26 - Im Inneren der Globalisierung (12 €) lieferbar ab Sommer 2005!
- Faltblatt - Indien/Sri Lanka: Sind Sie nur wegen des Tsunami hier ?
- Faltblatt - Israel/Palästina: Zukunft ohne Aussicht?

Name:

Straße:

Ort:

Meine Spendernummer:

Ich möchte

- kostenlose Materialien bestellen
- ggn. Rechnung (zzgl. 2 € Versandkosten) bezahlen
- dass der Rechnungsbetrag einmalig für diese Bestellung von meinem Bankkonto abgebucht wird

Kontonummer:

bei der Bank:

BLZ:

Datum:

Unterschrift:

Bitte einsenden an:



medico international e.V.
Burgstraße 106
D-60389 Frankfurt am Main
oder faxen an: (069) 436002

Paradoxie dieser Zeit

Die reichsten 1% der Welt haben zusammen ein so hohes Einkommen wie die ärmsten 57%. Die reichsten 5% hatten 1993 ein Durchschnittseinkommen, das 114mal höher war, als das der ärmsten 5%. 1988 betrug es noch das 78-fache. Die ärmsten 5% wurden ärmer, sie verloren 25% ihres Realeinkommens, während für die reichsten 20% das Realeinkommen um 12% stieg. Die Ungleichheit in der Welt wuchs, weil die Ungleichheit zwischen den Ländern und innerhalb der einzelnen Länder zugenommen hat. Die reichen Länder wurden reicher und die armen wurden ärmer. Die Reichen innerhalb jedes Landes wurden auf Kosten der Armen reicher. Der jüngste Human Development Report der UNO zeigt, dass das Einkommen der reichsten 25 Millionen US-Amerikaner dem von fast 2 Milliarden der Ärmsten der Welt entspricht (2 Milliarden sind 80 mal 25 Millionen). 1820 war das Pro-Kopf-Einkommen in Westeuropa dreimal so hoch wie in Afrika. In den 1990er Jahren war es mehr als 13mal so hoch. Der Reichtumsbericht „World Wealth Report 2003“ der privaten US-Bank Merrill Lynch und der Unternehmensberatung Cap Gemini Ernst & Young belegt, dass trotz Börsenkrise und Konjunkturlaute die Zahl der Millionäre in Deutschland weiter gestiegen ist. Demnach verfügten 755.000 Privatpersonen in der Bundesrepublik Ende des Jahres 2002 über ein Finanzvermögen von mehr als einer Million Dollar (ca. 950.000 Euro). Ende 2001 lag die Zahl der Millionäre in Deutschland – ohne Immobilienvermögen – bei 730.000 Personen. Die Geschichte der Menschheit lehrt, dass die Menschen sich noch immer gewehrt haben, wenn die soziale Ungleichheit unerträglich wurde. Darin genau besteht die vielleicht größte Paradoxie unserer Zeit: mehr Arme denn je und weniger Revoltierende denn je.